

Die Orthodoxe Kirche Äthiopiens im zehnten Revolutionsjahr

Am 12. September 1984 gedachte das sozialistische Äthiopien zum zehnten Male des Tages, da der von revolutionären Militäreinheiten in die Macht gesetzte „Derg“ Kaiser Haile Selassie in Haft nahm und zu einer planvollen Umstrukturierung der äthiopischen Gesellschaft ansetzte. Mit der Revolutionsfeier war der Gründungsparteitag der Kommunistischen Partei Äthiopiens verbunden — kein politischer Erdrutsch, denn der bisherige Vorsitzende des „Derg“, Mengistu Haile Maryam, wurde zum Generalsekretär der Partei gewählt, und sechs Sitze im Politbüro wurden für Militärpersonen reserviert, die schon zuvor mit Mengistu das Land regiert hatten. Nur vier Zivilisten wurden ergänzend aufgenommen. Nicht mehr als dreißigtausend hat die junge Partei an Mitgliedern, und davon sind die Hälfte ausgebildete Kader. Wie wird die Partei die Kirchenfrage behandeln? Keine Andeutung einer Änderung!

Bei der Einweihung des von der DDR gestifteten Karl-Marx-Denkmals — des ersten Marx-Monuments auf afrikanischem Boden — durch den Generalsekretär des ZK der SED, Erich Honecker, wurde zwar in der Festrede des Sekretärs des ZK, Shimelis Mazenghia, die neue ideologische Position manifest. Marx habe als hervorragender Wissenschaftler eine grundlegende Analyse der Widersprüche des kapitalistischen Systems gegeben und die Gesetze der sozialen Entwicklung formuliert. Er habe Antwort nicht nur auf die Fragen seiner Zeit gegeben. Die Lebenskraft seiner revolutionären und wissenschaftlichen Schlußfolgerungen seien an jedem Ort und zu jeder Zeit gültig. Doch Shimelis gab den religionskritischen Implikationen der marxistischen Ideologie keinen Ausdruck.

Als die marxistische Offiziersgruppe die Führung der Revolution gewonnen hatte, erkannte man wohl auf Seiten der Ideologen ebenso wie auf Seiten der Kirchenmänner die Unversöhnbarkeit der Positionen, doch waltete ein Interesse vor, den Gegensatz vorläufig zu verschleiern. Mittlerweile hat man sich an das Nebeneinanderbestehen von Revolution und Kirche als an einen Dauerzustand gewöhnt, das kein Problem enthält, mit dessen Lösung man sich beschäftigen müßte.

Die Kirche schien durch die Revolution schwer getroffen, weil ihr die materielle Grundlage ihrer Existenz genommen war. Die Priester und Kirchensänger — an Zahl zweihunderttausend — hatten sich und die Ihren durch die Beackerung eines Stückes Kirchenlandes ernährt. Mit der Landreform vom März 1975 war auch das Kirchenland nationalisiert worden. Falls es Revolutionsstrategen gegeben haben sollte, die damit rechneten, daß die Priester ihren Dienst nun aufgäben, so haben sie sich getäuscht. Das fromme Volk war wohl gewohnt, Kranken und Witwen ein Almosen zu spenden, nicht aber das Kirchenleben durch ein eigenes Opfer zu ermöglichen. Der Staat hatte 4 Millionen Birr jährlichen Zuschuß gewährt, ein Betrag, der schon durch die Gehälter der kirchlichen Verwaltungsbeamten aufgezehrt wurde. In der Zwischenzeit zeigte sich, daß das Volk sich seine Kirche erhalten will. 12 Millionen Birr werden im Jahr aufgebracht.

Das revolutionäre Äthiopien ist so autoritär geblieben, wie das frühere kaiserliche Äthiopien war. Alles wird „von oben“ entschieden, auch in der orthodoxen Kirche des Landes. Dabei fällt es der Kirche schwer, mit *einer* Stimme zu sprechen.

Zu unterschiedlich sind die Tendenzen, die vom Patriarchen, den Bischöfen der Heiligen Synode und der Patriarchatsverwaltung mit ihren verschiedenen Departments vertreten werden.

Patriarch Täklä Haymanot, schon vor seiner Wahl als missionarischer Mönch und frommer Beter bekannt, hat den bisherigen Erzbischof von Wollega als seinen Berater berufen und in Liqa Seltanat Elias Abebe einen fähigen Privatsekretär gefunden. Das hat seine Position gestärkt. Er scheint in seinem leidensvollen Amt gereift. Geduldig läßt er sich von den auf politische Konformität des Patriarchats zielenden Kräften steuern, wenn diese es für gut befinden, daß der Patriarch bei Revolutionsfeiern mit erhobener Hand auf den Tribünen des Revolutionsplatzes erscheint oder sich einem Pressefotografen stellt, wenn eine Gehaltseinsparung der Kirchenbeamten der „Relief and Rehabilitation Commission“ zu übergeben ist. Und doch weiß Abuna Täklä Haymanot, wo die Lebensquellen der Kirche liegen und sorgt sich darum, diese am Fließen zu halten. Dafür ein Beispiel: Der Patriarch erkannte, daß an Kirchenschulen, in denen die Kunst der versifizierten Predigt (Qine) oder die Gesangkunst des heiligen Yared und der geistliche Tanz (Zema und Aquaquam) gelehrt wird, kein Mangel ist, daß aber die Auslegung der Heiligen Schrift und der Kirchenväter (Terguame Mesahift) verkümmert. Ohne Bibelauslegung würde Tanz und Dichtung zur Folklore. Darum betreibt der Patriarch die Neubelebung von Kirchenschulen, in denen die Bibellehre akzentuiert ist, und den Transfer von geeigneten Lehrern aus der bedeutenden Schultradition des Ayelle aus Gondar: Melake Gennet Gäbrä Selassie wurde nach Mota transferiert, Gäbrä Egziabher nach Mahedere Maryam. Die Bibellehre expandiert in die Provinz.

Unter den Erzbischöfen der 14 äthiopischen Provinzen und den für äthiopische Gemeinden im Sudan, in Jerusalem und in Dschibuti zuständigen Bischöfen finden sich solche, die in den subtilen traditionellen Kirchenwissenschaften hochgelehrt sind, denen aber der Weltblick fehlt, andererseits solche jüngeren Männer, die vom Auslandsstudium in Athen, Bukarest oder von sowjetrussischen Geistlichen Akademien zurückgekehrt sind.

Die Wunden, die das gewaltsame Revirement im Bischofskörper schlug, das die in kaiserlichen Zeiten inthronisierten Hierarchen aus ihren Ämtern entfernte, sind vernarbt. Der frühere Erzbischof von Gondar, Endreyas, ist als Lehrer an der Kirchenschule von Ba'ata tätig. Daß man ihm in dem Park der Ba'ata-Kirche ein Haus baute, spricht für die hohe Achtung, die man ihm zollt. Der amtsenthobene Bischof von Kaffa, Abuna Josef, geht in seiner bischöflichen Tracht umher und erneuert in seinem Herkunftsort Tschänkä Täklä-Haymanot in Dembia die örtliche Kirche.

Die Leitung der Patriarchatsverwaltung hatte schon Kaiser Haile Selassie stets einem Beamten anvertraut, der in der Kirche die staatlichen Interessen durchsetzte. Dieses Amt nimmt jetzt Liqa Maimiran Abebaw Yigzaw ein, ein im Theologischen Institut von Bukarest ausgebildeter Theologe, der beim Ausbruch der Revolution euphorisch von den neuen Ideen erfaßt war und zu hohen politischen Positionen aufstieg. An der staatlichen Religionspolitik läßt sich ablesen, daß die Kirche aus dem Blick der Öffentlichkeit genommen und auf ihre eigenen Räume abgedrängt wird. Die Priesterausbildung kann nicht mehr in dem in der Stadtmitte gelegenen Holy Trinity College ihren Platz haben. Hier würde die Öffentlichkeit erstaunt fragen, inwiefern denn die Kirche wieder an einer solch dominanten Stelle wirke. Viel-

mehr ist jetzt ein bescheidenes Seminar am äußersten Stadtrand in Kolfi gegründet worden. Als die Kindergottesdienstlehrer — zupackende Studenten, die die Jugend an den Sonntagen zur religiösen Unterweisung versammeln — zum Masqal-Fest einen Hymnus öffentlich vortragen wollten, wurden sie angewiesen, ihre Zeremonie in einer Kirche so durchzuführen, daß sie von der Öffentlichkeit unbemerkt blieb. Als die jungen Männer und Frauen nicht gehorchten, wurde der Leiter der Kindergottesdienstarbeit im Patriarchat, Yemane Berhan, aus seinem Amt gefeuert. Dem Leiter des Klosterreferats im Patriarchat, das vor einigen Jahren gestiftet wurde, da ja das traditionelle Amt des Mönchsführers, des Etchäge, ins Patriarchenamt integriert wurde, erging es nicht anders. Berhanu Makonnen wurde durch einen fügsameren Nachfolger ersetzt.

Wenn aber die Kirche doch in der Öffentlichkeit wirkt, etwa beim Fest der Wasserweihe auf dem ehemaligen kaiserlichen Reitplatz, dann werden Revolutionsgesänge in die Liturgie eingebaut, und die Predigt muß die herrschende Ideologie legitimieren.

Bei diesen Verhältnissen im Führungsapparat der Orthodoxen Kirche nimmt es nicht wunder, daß die Entwicklung die Gefahr von Schismen heraufführt.

Ein Staatsgefüge wie das des sozialistischen Äthiopien, das die Orthodoxe Kirche — als vom Staat getrennt — in Distanz hält und nicht selbst, wie in der Geschichte des Landes, zusammenhaltende Kraft auch für die Kirche zeigt, begünstigt damit, bewußt oder unbewußt, daß Gegensätze unter Kircheninstanzen sich zu Spaltungen vertiefen und die Einheit der Kirche zerfällt. In den zwanziger Jahren war Gleiches in der Sowjetunion zu spüren. So hat sich 1984 in Äthiopien eine Trennung vom Patriarchat ergeben, als der Erzbischof von Eritrea, Gabriel, ein an der Geistlichen Akademie von Leningrad und in den USA ausgebildeter Theologe von hoher Begabung, nicht länger hinnehmen wollte, daß er willkürlich und offensichtlich aus Mißgunst von einem Amt zum anderen versetzt wurde. Man munkelt, er habe die Zwei-Naturen-Christologie von Chalcedon für sich übernommen. Beim Studium in Rußland habe sich der Erzbischof mit diesem kontroversen Lehrpunkt befaßt und jetzt in einem amharisch verfaßten Werk „Der Glaube der Orthodoxie“ seine mit der russischen und griechischen Kirche übereinstimmende Position ausgedrückt. Die Heilige Synode der Orthodoxen Kirche Äthiopiens hatte versucht, Abuna Gabriel zum Widerruf zu bewegen. Als dies nichts fruchtete, wurde er am 7. Mai 1976 (äthiop. Kalender — also 1984) exkommuniziert. Doch der Erzbischof reichte sein Bekenntnis bei der Regierungsbehörde ein und betonte, daß er mit der russischen und griechischen Kirche in Kommunion stehe und blieb ungehindert, mit seinen Anhängern in der Priesterschaft von seinem Wohnsitz im Auraris-Hotel, im Herzen von Addis Abeba, Kontakte zu pflegen.

Man spürt den Unterschied der Zeiten: Erzbischof Philipos von Jerusalem wurde in der Zeit Kaiser Haile Selassies wegen solcher doktrinaler Positionen ins Gefängnis geworfen, um die Kirche unbehelligt zu lassen.

Die Orthodoxe Kirche Äthiopiens hat in der Geschichte in Krisenzeiten stets auch soziale Muskeln gezeigt. Heute steht Äthiopien vor folgendem Sozialproblem:

Die Zahl der Waisenkinder, die, wenn sie nicht aufgefangen werden, der Verwahrlosung preisgegeben sein würden, ist in Äthiopien groß. Die Eltern sind im Bürgerkrieg umgekommen, werden noch heute aus politischen Gründen in Gefäng-

nissen festgehalten oder sind in den Dürregebieten verhungert. Von Regierungsseite ist nicht fern vom Zway-See eine große Waisenschule angelegt worden, Hesanat Amba (Kinderberg) genannt, die 800 Kinder versorgt. Dort herrscht ein deutlich ideologisch bestimmtes Bildungsziel vor. Der „Kinderberg“ will eine marxistische Elite erziehen – auch aus den Söhnen der Systemgegner. Man ist stolz auf diese Einrichtung, die den Ordensburgen des Dritten Reiches vergleichbar ist, und weist sie gern Besuchern vor.

Dank einer unermüdlichen finanziellen Unterstützung durch die „Kindernothilfe“ in Duisburg ist auch die Orthodoxe Kirche Äthiopiens in der Lage, für das hier gestellte Sozialproblem in ihren Waisenhäusern eine Lösung anzubieten, die ihr im heutigen Äthiopien großes Ansehen verschafft. Dahinter steht eine Initiative, die durch eine Kooperation des äthiopischen Pädagogen Prof. Dr. Haile Gabriel Dagne mit Dozenten und Studenten der theologischen Fakultät Heidelberg möglich wurde und 1971 zur Gründung der Däbrä Tabor Church School führte. Die Deutschen rekrutierten eine Begabtenelite in den traditionellen Kirchenschulen Äthiopiens, deren Abschlüsse in der modernen Welt bisher keine Berufschancen eröffneten, und bauten mit ihnen mit eigenen Händen eine Schule auf. Ein Lehrkörper wurde zusammengeordnet, in dem erfahrene Kirchengelehrte die theologischen Fächer, modern ausgebildete Lehrer das Curriculum des Ministry of Education vertraten. „Brot für die Welt“ bot Kapitalinvestitionen, „Kindernothilfe“ ermöglichte mit der Anwerbung deutscher Pateneltern für jedes äthiopische Kind die dauernde Unterhaltung dieser Einrichtung und half dazu, daß diese kirchlichen Waisenhäuser zu einem System von 28 Internaten expandierten. Die Heidelberger Gruppe, die sich als „Tabor-Society zu Förderung orthodoxer Kirchenschulen in Äthiopien“ organisierte, konzentrierte sich alsbald auf die berühmten, in den Bergen versteckten Klosterschulen Zuramba und Bethlehem Täklä-Haymanot. Ihnen war durch die Revolution das Klosterland weggenommen worden, von dem sie gelebt hatten, aber noch immer wandern die „Tamari“ zu ihnen hin. Es gibt in Äthiopien ein jugendliches Ausreißertum als sakrale Institution. Knaben im Alter von 10-12 Jahren, die sich berufen fühlen, verlassen eines Nachts, ohne sich mit den Eltern zu beraten, ihr Zuhause, um nie wieder die Beziehung zu Vater und Mutter aufzunehmen. Mit dem Bergziegenfellumhang als vagante Scholaren kenntlich, wandern sie ihre 1000 Meilen zu den berühmten Lehrern. Dort richten sie sich eine primitive Strohhütte als Unterschlupf für die Nacht ein. Der aus dem Elternhaus ausgeschiedene Knabe gibt seinen Vatersnamen auf und nimmt dafür den Namen seines Lehrers an. Für ihren Unterhalt sorgen die Tamari selbst. Die Zeit des Sonnenuntergangs ist für sie der Augenblick des Nahrungsbetteln. Weil das Betteln in der kritischen Ernährungslage Äthiopiens schwieriger geworden ist, gibt Tabor Society jedem Schüler einen Betrag von sieben Birr, so daß er sich bei einer Witwe ein wenig Injera-Brot backen lassen kann. Da in den Bergklöstern auch theologische Lehrer habilitiert werden, unterstützt Tabor Society auch deren Studienabschluß. Damit hat Tabor Society schon sechzig jüngeren Kirchengelehrten zum Professoren-(Memhir)Amt verholfen.

Kindernothilfe gewährte im Blick auf die äthiopische Dürrekatastrophe tausend neue Patenschaften für Waisenkinder aus Wollo, die ihre Eltern durch Hunger verloren hatten. Die kleinen Jungen und Mädchen, mit Helikoptern aus den Camps

Korem und Kobo ausgeflogen, wurden in den Waisenhäusern der Orthodoxen Kirche verteilt.

Wie wird das äthiopische Volk, das an seinen immer noch lebensorientierenden Traditionen hängt, mit der Lage fertig, in der es sich vorfindet? Seine Umgangssprache Amharisch ist eine semitische Sprache – semitisch, weil infolge einer vorgeschichtlichen Kolonialisierung von der Arabischen Halbinsel her seine originale Kultur entstand. Daher kommt es auch, daß das hebräische Wort „Amen“, das wir zur Bekräftigung unserer Gebete sprechen, in Äthiopien zugleich auch ein säkulares Wort ist, oft als Zeichen der Zustimmung im Gespräch verwendet: „Ja, so ist es!“ Die Äthiopier haben in Kaiserzeiten Amen sagen müssen, und so sagen sie es auch jetzt, wenn die jungen Funktionäre der Partei bei den pflichtmäßigen Versammlungen auf sie einreden.

Das macht es den rückkehrenden Auslandsstudenten schwer, das kritische Denken, das sie in Deutschland oder den USA eingeübt haben, in ihrer Heimat anzuwenden. „Wir müssen immer Amen sagen“, klagte einer von ihnen.

Auch die Orthodoxe Kirche sagt hörbar Amen, höchstens ihre rigorosen Eremiten riskieren das kritische „Aperçu“; und doch kann die Kirche ihre Aufgabe als wahre Seelenpflegerin der Gläubigen, die in den weißen Shamma eingehüllt zu ihren nächtlichen Gottesdiensten eilen, erfüllen. Die Regierungsschulen, die – wie in allen kommunistischen Staaten – einen bewundernswerten Erfolg errungen haben, indem sie in zehn Revolutionsjahren den Analphabetismus von über 90 Prozent auf 37 Prozent der Bevölkerung herabdrückten, scheinen in ihrem Pflichtfach „Marxismus“ (oder Philosophie) mit ihrer der Ideologie inhärenten Religionskritik nicht mehr wie in den ersten euphorischen Revolutionsjahren auf die junge Generation einzuwirken.

Die Gläubigen leben in scheinbarer Naivität ihr Doppelleben: Der Bürgermeister von Mota hat seinen Amtssitz in grellen Farben mit den riesigen Köpfen von Marx, Engels und Lenin bemalt, also mit der neuen „Dreieinigkeit“. Aber dieser Mann ist zugleich Vorsitzender des Ortsrates der orthodoxen Kirchenschule. Ein Pfingstler, der mich Nichtsahnenden in seinen Tukul zog, um mich bei verschlossenen Fensterluken in Heimlichkeit an einer ekstatischen Gebetsstunde teilhaben zu lassen, hat an seine Wand nebeneinander ein Sowjetplakat mit Hammer und Sichel und einen handgemalten Christuskopf geheftet. Jedes Bewußtsein von der Unverträglichkeit dieser Bildaussagen fehlt. Wenn der ehemalige Hofgeistliche des Kaisers, Liqia Seltanat Habte Maryam Worquineh, der sieben Jahre in Haft gehalten wurde, jetzt aber als Rektor der einzigen akademischen Bildungsstätte für äthiopische Priester im St. Paul-Seminar zu neuer fruchtbarer Wirkung kommt, das Gebäude des Kultusministeriums betritt, das unter Minister Girma Yilma, einem früheren Oberst der revolutionären Polizei, als Zentrum marxistischer Ideologie gilt, so springen die Beamten von den Stühlen, um sich das Handkreuz des Geistlichen zum Segen auf die Stirn legen zu lassen.

Bei jeder Dorfeinfahrt prangt ein Triumphbogen aus den dünnen Stämmchen des Eukalyptus, mit Wellblech umkleidet und in den Regenbogenfarben der Nationalfahne bemalt, als Bekrönung die Bilder von Marx, Engels und Lenin. Wahrscheinlich will man damit nicht mehr sagen als: „Laßt uns in Frieden. Wir sind ja schon ganz konform!“ Das eigentliche Leben läuft ohne Wandel weiter.

Für die immer auf zweckhaftes Handeln bedachten Europäer ist es an der äthiopischen Orthodoxie unverständlich, daß die Kirche des Landes Geld zusammenkratzt, um neue Kirchengebäude zu errichten. In der alten Kaiserstadt Gondar läßt Abba Mulu Fundamentgräben für eine großräumige Gabrielkirche ausheben. Eine solche Kirche wird annähernd 100 000 Birr verschlingen. Notwendig ist diese Kirche nicht, denn Gondar ist kaum über seine Stadtgrenzen hinausgewachsen und besitzt genug Gotteshäuser. In Addis Abeba wartet der gewaltige Zementbau im Stadtteil Gulale auf seine Weihe. Beim alten Flugplatz steht die Ledeta-Kirche. Aber der Gelehrte Memhir Gettu, hier hochgeachtet, läßt unmittelbar neben diesem Bau eine neue Mädhane Alem-Kirche errichten. Wozu eigentlich? Die äthiopische Regierung gibt 8,7 Milliarden für sowjetische Waffensysteme aus und gibt diesem Priorität gegenüber der dringend nötigen Hungerhilfe, und die Orthodoxe Kirche des Landes baut überflüssige Gotteshäuser, statt dem Hunger zu wehren!

Wir Abendländer mit unserem zweckhaften Denken haben an diesem Punkt Verstehensschwierigkeiten. Wir stehen hier vor einer radikalen Auslegung des Christusbildes: „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes!“ „Gott die Ehre!“ Die frommen Äthiopier streben nach dem Glück, in Gotteshäusern beten zu können, in denen man dieser Welt schon enthoben ist.

Die angesichts der Hungerkatastrophe hilfsbereiten westeuropäischen Christen sollten es sich dennoch nicht verdrießen lassen, der Orthodoxen Kirche zu helfen, ihre „sozialen Muskeln“ zu gebrauchen.

Man sollte bedenken, daß die meisten Hungerspenden, die jetzt aus Westeuropa nach Äthiopien fließen, von dem Kommissar der „Relief and Rehabilitation Commission“, dem Parteigenossen David Wolde Giyorgis verwaltet werden, einem Mitglied des ZK der kommunistischen Partei Äthiopiens. Seiner organisatorischen Tätigkeit ist gewiß nichts vorzuwerfen. Aber die Christen in Deutschland sollten doch auch die Strukturen der Kirche in Äthiopien stärken, die 1600 Jahre lang eine auch soziale Funktion in allen Krisenzeiten wahrnahm. Diese ererbte Funktion der Kirche dürfen wir nicht durch einseitige Bevorzugung der Staats- und kommunistischen Parteiorgane der Verkümmern preisgeben.

Friedrich Heyer